

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Müller-Wille, Sie sind seit den 1970er Jahren in Kanada?

Ja, seit Januar 1977 habe ich eine Professur für Geographie und Nördliche Studien im Institut für Geographie an der McGill University. Das ist eine Privatuniversität in Montréal. Im September 2008 gehe ich in Pension.

Ist es richtig, dass Sie 1965 einer der ersten Studierenden am Seminar für Völkerkunde in Münster waren?

Ja, ich war einer der ersten Studenten, die damals bei Professor Rüdiger Schott angingen; ich schloss 1971 als erster von ihnen mit der Promotion ab.



Können Sie etwas zu Ihrem familiären Hintergrund sagen?

Ich bin 1944 in Göttingen geboren; meine Familie zog dann 1948 nach Münster um. Dort habe ich meine Jugend verbracht und 1965 das Abitur (Neusprachlicher Zweig) gemacht, so dass klar war, dass ich auch in Münster studieren werde. Meine Eltern studierten Geographie in Bonn und blieben beide diesem Fach ihr Leben lang verbunden. Mein Vater war ab 1947 Professor für Geographie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Nach dem Abitur stellte sich die Frage: Was will ich machen? In meinem Lebenslauf hatte ich Zahnmedizin - beeinflusst von einem Onkel, der Zahnarzt war - angegeben, aber das behagte mir dann doch nicht. Ich muss sagen, dass ich immer an Sprachen interessiert war. Mit achtzehn Jahren habe ich aus eigenen Stücken Schwedisch gelernt, durch familiäre Beziehungen. Das gab mir den Anreiz, mich mit weiteren Sprachen zu beschäftigen. So studierte ich in Münster erst einmal ein Semester Nordistik und skandinavische Sprachen.

Sie haben also nach dem Abitur sofort mit dem Studium begonnen?

Ja, sofort. Man zog mich zwar zum Grundwehrdienst ein, ich wurde dann aber krank geschrieben und brauchte das nicht zu machen. Das erste Semester war dann ein bisschen Suchen: Nordistik, Geographie, Vor- und Frühgeschichte, auch Alte Geschichte. Außerdem habe ich Finnisch und Norwegisch gelernt. Über mein Hauptfach hatte ich noch keine Entscheidung getroffen. Während des Sommersemesters 1965 erfuhr ich, dass ein neues Seminar für Völkerkunde gegründet worden war. Am 1. April 1965 ist Rüdiger Schott, der vorher einige Jahre in Freiburg und Heidelberg gewesen war, in Bonn studiert, dort 1954 promoviert und sich 1964 habilitiert hatte, nach Münster gekommen – als erster Professor für das Fach Ethnologie im Seminar für Völkerkunde. Das war schon so eine Begriffsbestimmung: Man promovierte in Ethnologie, aber man studierte im Seminar für Völkerkunde, welches seit Mitte der 1990er Jahre Institut für Ethnologie heißt. Das fand ich recht seltsam, aber das war ja auch nicht das Wichtigste. Ich kenne nicht die genauen Hintergründe, warum an der Münsterschen Universität Völkerkunde als Neugründung vorgeschlagen wurde. Es hatte wahrscheinlich auch mit Bonn zu tun, wo Hermann Trimborn, Schotts Lehrer und Mentor, Professor war und einen Einfluss auf die Entwicklung des Faches in der Bundesrepublik sowie auf die Berufungen hatte. Ich hörte also vom Seminar für Völkerkunde und sagte mir, da schau ich mal rein. Zum Wintersemester 1965/66 wechselte ich dann dorthin. Schott kam, wie gesagt, zum Sommersemester 1965 und brachte zwei Freiburger Studenten mit: Ulrich Köhler als Assistenten und Ludger Reuke als studentische Hilfskraft; sie promovierten bald darauf. Schott gab gleich eine Vorlesung, wahrscheinlich auch ein Seminar. Wie ich hörte, waren zu diesem Zeitpunkt aber kaum Studenten da. Man muss auch erwähnen, dass das Seminar - in der Stadtstraße 32, also außerhalb der Promenade

gelegen - räumlich total von der Universität isoliert war und blieb. Es befand sich in einem Wohnhaus und es gab kein weiteres Institut rings herum¹.

Wie viele Räume gab es im Institut?

Es war ein Wohnhaus mit zwei Stockwerken und einem Dachgeschoss. Unten befanden sich das Geschäftszimmer, der Seminarraum, die Bibliothek und das Assistentenzimmer. Im ersten Stock waren das Professorenzimmer und ein zusätzlicher Seminarraum. Das wurde etwa 1970/71 alles renoviert und das Dachgeschoss mit einbezogen. Also insgesamt sehr klein. Das war die Ethnologie für fast dreißig Jahre, bis Mitte der 1990er unter Schotts Nachfolger Josephus Platenkamp, der Umzug in ein größeres Wohnhaus ein paar Häuser weiter, in die Stadtstraße 21, erfolgte. Im Wintersemester 1965/66 ging es richtig los, wir waren fünf Hauptfächler: Ein Engländer namens Edward G. Norris, Birgit Weskamp, Hannelore Weiß, Ina Willecke und ich; wir promovierten alle zwischen 1971 und 1976. Es kamen auch Studierende aus anderen Fächern - wie Geographie, Pädagogik, Soziologie und Vor- und Frühgeschichte - zu uns und wir hatten Vorlesungen und Seminare mit etwa fünfzehn bis zwanzig Leuten. Schott hatte ein volles Lehrprogramm; er hielt die Vorlesungen außerhalb des Seminars im Fürstenberg-Haus am Domplatz. Im Wintersemester 1965/66 begann er mit folgenden Veranstaltungen: Die Vorlesung »Einführung in die Völkerkunde«, das Seminar »Ethnologie Südasiens« sowie das Kolloquium »Neuere ethnologische Literatur und Feldforschung«. Schott ist ja Westafrikanist, hauptsächlich auf den Nordteil Ghanas spezialisiert. Er hatte bis zu diesem Zeitpunkt Ghana im Jahre 1962 besucht und dort zwar noch keine Feldforschung gemacht, jedoch bereits ausgehandelt, dass er über die DFG gefördert würde, und nach Ghana gehen könnte. Das machte er während des Wintersemesters 1966/67.

Also sehr früh.

Ja. Er sagte, er müsse uns ja beibringen, wie man Feldforschung macht, und da er selbst noch keine durchgeführt hatte, wollte er das ganz schnell nachholen. Schott gab uns auch - und das war sehr positiv an seiner Lehre - durch seine Einführungsvorlesung einen Gesamtüberblick über die moderne Geschichte der Ethnologie. Nicht nur in Bezug auf Deutschland, sondern auch mit Blick auf Großbritannien, Frankreich und Nordamerika – ja selbst auf die damalige Sowjetunion. Er hat sich sehr darum bemüht, dass er als Lehrer uns wenigen Studenten das Fach möglichst neutral darstellte, so dass man auswählen konnte, wohin man selbst wollte.

Er versuchte also, Ihnen den international neuesten Stand und eine breit gefächerte, allgemeine Ethnologie zu vermitteln?

Ja, genau. Wir mussten auch alles im Original lesen. Französisch und Englisch sowieso, denn ein Großteil der Literatur war ja auf Französisch oder Englisch. Deutsche Texte lasen wir vergleichsweise wenig. In späteren Jahren, wenn man sich spezialisiert und eine Region auswählt hatte, kam noch eine weitere Pflichtsprache hinzu, je nachdem, welche in dem jeweiligen Bereich wichtig war – also wenigstens drei Sprachen.

Durch Schott wurden wir natürlich regional auf Afrika ausgerichtet und das wurde mir zum Problem, denn ich hatte kein Interesse an diesem Kontinent. Als sich herauskristallisierte, wann und worüber jeder Studierende die Doktorarbeit schreiben wollte, wurde das jeweils mit Schott abgesprochen. Von den fünf Hauptfächlern wählten vier ein Thema über Westafrika und organisierten dort Forschungsaufenthalte. Ein weiterer Mitstudent, der Nebenfächler Rolf Eickelpasch, war theoretisch ausgerichtet und schrieb eine Literararbeit. Er wurde später Professor für Soziologie in Münster. Ich hatte Schott im Sommer 1967 vorgeschlagen, eine Arbeit zu den Sámi und den Finnen zu schreiben, genauer gesagt über ethnische Identität im Kulturkontakt in einer kleinen sámisch-finnischen Gemeinde im nördlichsten Finnland. Damit kam ich bei Schott zunächst nicht so gut an, weil er sagte, das passe nicht in die Ethnologie, eher in die Volkskunde, die später als Europäische Ethnologie bezeichnet wurde. Er war der Ansicht, man könne nicht innerhalb von Europa forschen, man müsse aus Europa rausgehen. Als einziges Gegenargument wirkte, dass Sámis und Finnisch keine indo-germanische Sprachen seien, also gewissermaßen außerhalb der europäischen Kulturen liegen – was natürlich ein bisschen an den Haaren herbeigezogen war.

¹ Anmerkung Ludger Müller-Wille: Völkerkunde/Ethnologie existiert als Fach und Institution an der Universität Münster seit dem 1. April 1965. Es war aber schon früher vertreten. Ferdinand Hestermann (1878-1959) habilitierte sich 1929 in Münster in Völkerkunde mit einer ethnolinguistischen Arbeit und war dort als Privatdozent (1929-1946) und außerplanmäßiger Professor (1946-1948) in der Philosophischen Fakultät tätig, hielt Vorlesungen (z. B. Völkerkunde Afrikas) und betreute Dissertationen. Er wechselte 1949 an die Universität Jena, war später in Leipzig und auch Abgeordneter in der Volkskammer der DDR (Universität Leipzig 2011). Während meines Studiums und später habe ich über Hestermann nie etwas gehört oder erfahren, auch Rüdiger Schott erwähnte ihn nicht.

Eine Art strategischer Zug?

Ja. Ich muss als Hintergrund dazu sagen, dass ich 1966/67 in Helsinki studierte. Es wurde auch immer empfohlen, ein Auslandsjahr zu machen; das war so üblich. Ich hatte familiäre Beziehungen nach Schweden und mein Vater hatte berufliche Kontakte in Finnland. Das waren Anhaltspunkte und ich bemühte mich um ein Stipendium. Zwar wollte ich zunächst in Uppsala in Schweden studieren, aber dort gab es erst eine Förderung ab dem vierten Semester. Zwischen den Universitäten Münster und Helsinki bestand jedoch ein Austauschprogramm und ich habe mich erfolgreich auf ein Stipendium beworben. Ich hatte ja schon Schwedisch und ein bisschen Finnisch gelernt und ging dann mit der Absicht nach Helsinki, Geographie bei Leo Aario und Vorgeschichte bei C. F. Meinander, aber hauptsächlich sibirische Ethnologie bei Toivo Vuorela zu studieren. Das Lehrangebot vor Ort war auf Schwedisch und auf Finnisch, englische Vorlesungen gab es nur vereinzelt. Ich interessierte mich immer schon für den Norden und während meines Aufenthaltes bin ich zweimal nach Finnisch-Lappland gereist und habe am Ende der Zeit in Helsinki entschieden: Darüber will ich meine Doktorarbeit machen. Ich hatte auch schon an eine bestimmte sámisch-finnische Gemeinde gedacht: Ohcejohka/Utsjoki.

Wäre es denn damals für einen jungen Deutschen theoretisch möglich gewesen, in Sibirien zu forschen?

Eigentlich war zu der Zeit ein Aufenthalt in Sibirien nicht möglich. Es gab damals keine Austauschprogramme und ich war gewissermaßen zu früh dran, ehe sich die politische Situation änderte. Es gibt ja nun zum Glück eine kleine Anzahl deutschsprachiger Ethnologen der jüngeren Generationen, die seit den späten 1980er Jahren in Russland studiert und danach in Sibirien gearbeitet haben, und dort weiterhin intensiv forschen. Ich denke da unter anderen an Petra Rethmann (Hamilton, Ontario, Kanada), Peter Schweitzer (Fairbanks, Alaska, USA) und Erich Kasten (Fürstenberg/Havel). In Finnland war ich ja nah an der Sowjetunion dran und entschied mich wie gesagt, dort zu forschen. Ich lernte weiter Finnisch und auch etwas Sámisch und bereitete mich für ein Forschungsjahr vor. Dann ging die Diskussion mit Schott weiter, ob das von mir vorgeschlagene Dissertationsthema - Ethnizität und Kulturkontakt - durchführbar wäre; er hat es letztendlich akzeptiert. Es gab noch einen weiteren Diskussionspunkt mit ihm, über die Arbeitsmethode: Ich hatte Linna Weber aus Colorado in Helsinki kennengelernt und wir heirateten 1967; unser Sohn Ragnar war 1968 gerade geboren worden. Schott meinte, man könne nicht zusammen mit der Familie forschen. Meine Frau und ich hatten jedoch entschieden, dass wir das Projekt gemeinsam durchführen wollen. Das teilte ich Schott mit und widersetzte mich seiner Einstellung. Es war schwierig, denn wir hatten auch keine Bekannten, die so etwas vorhätten. Von anderen Universitäten wusste ich auch nicht, ob jemand schon etwas Vergleichbares gemacht hatte. Aber wir haben diese Forschung zusammen durchgeführt und es ist gut verlaufen. Wir hatten als Familie sogar einen engeren, tieferen Zugang zur Gemeinde². Meine Frau sprach auch Schwedisch und lernte zusätzlich Finnisch, so dass wir auf gleicher Ebene vorbereitet waren und das Jahr wirklich nutzen konnten. Wir haben zwölf Monate - vom Juni 1968 bis zum Juni 1969 - in einer dreihundert Einwohner umfassenden Gemeinde gewohnt und intensiv gearbeitet. Danach kamen wir zurück nach Münster. Am 1. Dezember 1971 hab ich dann promoviert³.

War es für Sie klar, dass Sie nach der Promotion weiter im Fach bleiben wollten oder hatten Sie damals eher Zweifel? Gab es auch andere Möglichkeiten?

Ich habe versucht, zweigleisig zu fahren, schon von Anfang an. Als ich kurz vorm Abitur nachdachte, was ich machen könnte, kam mir unter anderem auch der höhere Bibliotheksdienst in den Sinn. Das setzte voraus, dass man ein abgeschlossenes Hochschulstudium hat und anschließend zwei Jahre zur Bibliothekshochschule nach Köln ging. Ich fragte bei den Bibliothekaren an der UB in Münster nach, und man sagte mir, mit der Fächerkombination aus Völkerkunde, Geographie und Sprachen hätte ich gute Chancen, eine Stelle zu kriegen. Das behielt ich im Hinterkopf, während ich studierte und promovierte. Nach der Promotion 1972 habe ich acht Monate als Bibliotheksreferent in der UB Münster gearbeitet. Andererseits bewarb ich mich später auch bei offenen Stellen und auf Stipendien, um in der Ethnologie oder Geographie weitermachen zu können.

Gehen wir einen Schritt zurück, zur theoretischen Grundierung. Wie war denn Schott selbst geprägt?

Rüdiger Schott hat bei Trimborn studiert, der ja Altamerikanist in Bonn war. Als junger Student war Schott 1952 für ein halbes Jahr nach London gegangen. Er war nach dem Krieg Teil der ersten deutschen Studentengeneration, die in

² Vgl: Ludger Müller-Wille, Ethnische Studien in der polaren Ökumene. Mit Familie bei Sami und Finnen. In: Hans Fischer (Hrsg.), Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden, S. 49-66, Dietrich Reimer Verlag, Berlin, 1985.

³ Ludger Müller-Wille, Lappen und Finnen in Utsjoki (Ohcejohka), Finnland. Eine Studie zur Identität ethnischer Gruppen im Kulturkontakt, Münster: Institut für Geographie und Länderkunde und Geographische Kommission für Westfalen, 1974.

England studierte, und dieser Aufenthalt beeindruckte ihn sehr. Schott hat seine Doktorarbeit über Wildbeutergesellschaften geschrieben, eine vergleichende Arbeit von Patagonien bis zur Kalahari⁴. Nach der Promotion lud ihn Arnold Bergstraesser ein, Mitarbeiter seiner Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschung in Freiburg zu werden, wo er von 1961 bis 1964 tätig war. Er habilitierte sich 1964 in Völkerkunde in Bonn über »Soziale Beziehungen ethnischer Gruppen in Südafrika«⁵. Er befasste sich zu diesem Zeitpunkt auch mit dem Marxismus-Leninismus und dessen Einfluss auf die Ethnographie in der Sowjetunion. Er war sehr belesen. In Münster hatte er enge Beziehungen zur Volkskunde unter Günter Wiegmann und zur Vor- und Frühgeschichte unter Karl Josef Narr; mit diesen und anderen Kollegen hielt er interdisziplinäre Hauptseminare ab, die sehr erfolgreich waren. Im theoretischen Bereich wurden wir Studierenden in Schotts Seminaren unter anderem mit den Theorien Malinowskis, mit Leach und mit Lévi-Strauss vertraut gemacht.

Was wurde Ihnen aus der deutschen Tradition, also beispielsweise der Kulturhistorie, der Ethnosoziologie und der Kulturmorphologie vermittelt? Spielte das eine Rolle in Ihrer Ausbildung?

Nein, sehr wenig. Es schwang in den Diskussionen mit, dass solche Ansätze in der deutschen Ethnologie bis in die 1970er Jahre unterrichtet wurden. Wir hörten natürlich vom Frobenius-Institut und von Eike Haberland in Frankfurt, ebenso von Wilhelm E. Mühlmann in Heidelberg. Als Schott beispielsweise meine Doktorarbeit las, meinte er, ich müsse im Einleitungskapitel unbedingt Mühlmann rezipieren, genauer gesagt dessen Perspektive zu ethnischen Gruppen und zu ethnischer Identität. Aber eigentlich hat Schott nicht viel von Mühlmann gehalten. Ich muss sagen, dass er die traditionelle deutsche Völkerkunde, die bis 1945 existierte - etwa mit Hans Plischke und Mühlmann -, nicht so stark betonte. Eine Ausnahme davon war Richard Thurnwald, der war ihm wichtig – wie auch Franz Boas, den er von Anfang an in seinen Lehrveranstaltungen hervorhob. Dies führte mich später dazu, intensiv über Boas zu arbeiten⁶. Schott legte eher Wert auf die dem Präsens verpflichteten deutschen Ethnologen, nicht auf die historische Ethnologie. Er selbst sah sich damals als Rechts- und Religionsethnologe und hat auch viel in diesen Bereichen veröffentlicht.

Sie hatten sich auch intensiv mit gegenwärtiger französischer Anthropologie beschäftigt?

Ja, mit Jean Baudrillard und Claude Lévi-Strauss. Schott war, soviel ich mich erinnere, eher zurückhaltend gegenüber Lévi-Strauss' struktureller Anthropologie. Wir mussten das jedoch alles lesen, das war Pflichtlektüre. Schott gab uns im Sommersemester 1966, bevor er seine Feldforschung begann, eine Liste von etwa zwanzig von ihm ausgewählten Einführungen in die Völkerkunde/Ethnologie wie auch in die Cultural Anthropology und die Social Anthropology, mit denen wir Studierenden uns beschäftigen sollten. Ich las sie zum großen Teil während meines Studienaufenthaltes in Helsinki. Ich erinnere mich an einige Autoren: Friedrich Ratzel, Richard Thurnwald, Kunz Dittmer, W. E. Mühlmann sowie Franz Boas, Alfred L. Kroeber, Robert Lowie, Melville J. Herskovits, W. H. R. Rivers und E. E. Evans-Pritchard. An einen französischen Autor in diesem Reigen erinnere ich mich nicht.

Gab es theoretische Ansätze, die Sie besonders beeindruckt haben? Oder die Sie auch besonders schrecklich fanden?

Lévi-Strauss fand ich nicht so aufregend, er hat mich nicht gereizt. Eher schon Melville Herskovits, der amerikanische Ethnologe. Von der englischen Schule interessierte mich Raymond Firth; Bronislaw Malinowski dagegen nicht so sehr. Thurnwald sagte mir zu. Eine wirklich wichtige Person für mich war Fredrik Barth. Das theoretische Grundgebäude zu ethnischen Gruppen und Grenzen in meiner Doktorarbeit ist praktisch von ihm⁷. Ich habe generell viele Skandinavier und Finnen - zum Beispiel Björn Collinder, Lauri Honko, Ragnar Numelin, Niilo Valonen und Edvard Westermarck - gelesen, denn ich war ja in diesem Raum unterwegs und musste auch die entsprechende Literatur kennen. Zwischen 1969 und 1971 schrieb ich dann meine Dissertation, was mir durch ein Graduiertenförderungsstipendium ermöglicht wurde. Schott hat meine Arbeit durchgesehen, eine Menge detaillierter Änderungsvorschläge gemacht, die ich alle umsetzte, und sie schließlich bewertet; das lief sehr professionell.

Was kam nach Ihrer Promotion?

⁴ Rüdiger Schott, Wirtschaftsordnung und Nahrungsverteilung bei Wildbeutervölkern. Diss. Universität Bonn, Albert Limbach Verlag, Braunschweig, 1955.

⁵ Vgl: Rüdiger Schott, Mein Weg zur und in der Ethnologie, Paideuma 48:7-31, 2002.

⁶ Vgl: Ludger Müller-Wille (Hrsg.), Franz Boas. Bei den Inuit in Baffinland 1883-1884. Tagebücher und Briefe, Reinhold Schletzer Verlag, 1994; sowie: Ludger Müller-Wille & Bernd Gieseke (Hrsg.), Bei Inuit und Walfängern auf Baffin-Land (1883/1884). Das arktische Tagebuch des Wilhelm Weike. Minden: Mindener Geschichtsverein, 2008.

⁷ Vgl: Fredrik Barth, Ethnic groups and boundaries. The social organization of culture difference. Oslo: Universitetsforlaget, 1969.

Im Jahr 1972 war ich, wie gesagt, zeitweise Bibliothekar und hatte immer noch die Option, nach Köln zu gehen. Aber dann hab ich mich umgeschaut, mich auf verschiedene Stellen beworben. Damals gab es ein zweijähriges Forschungsstipendium der DFG, das beantragte ich. Ich wollte in der kanadischen Arktis eine vergleichende Studie machen, auf der Grundlage meiner ersten Feldforschung. Bei den Sámi und Finnen hatte ich mich auch mit dem Verhältnis von Technologie und Kultur beschäftigt: Einführung von Motorschlitten in die Rentierwirtschaft, von Außenbordmotoren in den Fischfang. Bei der Erstellung des DFG-Antrages beriet mich freundlicherweise László Vajda, der über die Geschichte der Hirtenkulturen in München habilitiert hatte und für die Nordpolargebiete Interesse zeigte. Ich erhielt das Stipendium und wir - meine Frau und ich mit unserem Sohn und unseren 1972 geborenen Zwillingstöchter Verena und Gwen - gingen für fünfzehn Monate nach Kanada. Vom Dezember 1972 bis zum März 1974 lebten wir in der Subarktis bei den Dene und in der Arktis bei den Inuit. Die Restzeit des Stipendiums verbrachte ich 1974 wiederum mit meiner Familie im Norden von Finnland, Norwegen und Schweden.

Dann musste ich an die Stellensuche denken. Im Frühjahr 1974 habe ich mich das erste Mal auf eine Assistentenstelle in der Ethnologie beworben, und zwar in Bonn bei Udo Oberem. Das klappte jedoch nicht. Im Sommersemester 1976 hatte ich dort einen unbezahlten Lehrauftrag, als ich in Bad Godesberg wohnte. Auch in Regensburg bewarb ich mich auf eine Stelle. Ebenso im kulturellen Bereich, zum Beispiel bei der UNESCO-Kommission und der Friedrich-Ebert-Stiftung. Die Bibliotheksschiene war inzwischen weg und ich landete schließlich beim Deutschen Akademischen Austauschdienst in Bonn. Im Nachhinein betrachtet war es das Beste, was mir passieren konnte. Dort blieb ich genau zwei Jahre - 1975 und 1976 - als Stipendienreferent und Leiter des Nordamerika-Referates, das auch Ozeanien, Australien und Neuseeland betreute. Hinzu kamen gezielte Stipendienprogramme, wie die zivilen NATO-Forschungsstipendien und das Informatik- und Anglistikprogramm – insgesamt ein Riesenhaushalt mit achthundert Stipendien. Das war also reinste Wissenschaftsverwaltung und sehr interessant. Dort hab ich viel gelernt.

In der Bundesrepublik Deutschland war das Gebiet, zu dem ich geforscht hatte, in der Ethnologie gar nicht vertreten. Es gab keine moderne Ethnologie der Nordpolarvölker, abgesehen von László Vajdas und Hans Paproths kulturhistorischen Arbeiten; auch eine entsprechende Stelle an einer Universität hat es nie gegeben. Also schaute ich mich im Ausland um. Ich war ja in Kanada gewesen und meine Frau ist US-Amerikanerin, so dass es familiär bedingte Erfahrungen und Kontakte in den USA gab. Dort half mir Pertti J. Pelto, damals an der University of Connecticut, der ein einflussreicher Mentor und sehr guter Freund wurde, und ein sehr geschätzter Kollege ist. Wir arbeiteten zusammen und so kam es zu meinen ersten englischsprachigen Veröffentlichungen⁸. Damit verbunden war dann die Öffnung zum Ausland für mich, hin zum internationalen Kreis. Während meiner DAAD-Zeit tauchte dann eine Stelle an der McGill University in Montréal auf, die genau auf das ausgeschrieben war, was ich mir nur wünschen konnte: Anthropogeographie der Nordpolargebiete – eine Traumstelle! Dort habe mich im Januar 1976 beworben. Mir wurde die Stelle angeboten, ich habe sie angenommen und bin seit Januar 1977 in Montréal.

Das heisst, Sie verfolgten Ihre Karriere anfangs in Deutschland und gingen dann ins Ausland. Was hat sich dadurch verändert in Ihrer Perspektive auf die deutsche Ethnologie?

Erstmal muss ich sagen, dass ich immer - auch während des Studiums - zwischen der Ethnologie und der Geographie „geschwommen“ bin. Ich werde oft aus beiden Richtungen wahrgenommen und das gefällt mir. Als ich nach Kanada zog, versuchte ich, meine deutschen Kontakte weiterhin zu pflegen. Auf einer Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde im Herbst 1977 hatte ich beispielsweise Verbindungen zwischen den Museen und den Naskapi - das sind Algonkin im nördlichen Québec - aufgebaut. Die Naskapi suchten nach Möglichkeiten, ihre Handwerkskunst zu verkaufen. Ich vermittelte für sie Kontakte in Deutschland und schließlich entstand daraus eine Ausstellung: Zuerst 1978/79 in Frankfurt mit Hilfe von Heinz Kelm und Mark Münzel, später im Übersee-Museum in Bremen durch Dieter Heintze. Das Übersee-Museum kaufte schließlich die gesamte Ausstellung von den Naskapi.

Eigentlich habe ich bis heute - neben den familiären - enge berufliche Kontakte nach Deutschland, zu Ethnologen und Geographen, die sich hauptsächlich mit Nordamerika beschäftigen. Den Austausch pflege ich aber nicht ausschließlich mit Deutschen, sondern auch mit Schweizern wie Yvon Csonka, Urban Hügin, Peter Gerber und Ulrike Kaise, sowie mit Österreichern wie Friedrich Pöhl, Bernhard Tilg und Verena Traeger. Es besteht auch Austausch mit jüngeren KollegInnen, die seit den 1980er und 1990er Jahren über die Nordpolargebiete arbeiten, etwa im Rahmen des damaligen DGV-Arbeitskreises Nordamerika (heute Regionalgruppe), dessen Jahrestagung ich 1989 in Marburg organisierte – oder mit der jüngst gegründeten Regionalgruppe Zirkumpolare Gebiete und Sibirien. Außerdem habe ich Kontakte in Russland sowie Nordeuropa, und natürlich auch in Kanada und in den USA, hauptsächlich in Alaska.

⁸ Vgl. Pertti J. Pelto & Ludger Müller-Wille, Snowmobiles: Technological Revolution in the Arctic. In: Bernard H. Russell & Pertti J. Pelto (Hrsg.); Technology and Social Change, The Macmillan Company, New York, 1972, sowie: Pertti J. Pelto & Ludger Müller-Wille, Reindeer Herding and Snowmobiles: Aspects of a Technological Revolution (Utsjoki and Sevetijärvi, Finnish Lapland), 1973.

Gemeinsam mit Hans Fischer konnte ich noch während und kurz nach meiner Zeit beim DAAD zwei Auflagen des ersten Ethnologenverzeichnisses mit einem Studienführer⁹ herausgeben, was der DAAD voll finanzierte.

Ich war dann 1982/83 erneut in Deutschland und unterrichtete bei den Geographen als Gastprofessor an der Marburger Universität. Dort lehrten Horst Nachtigall und später Mark Münzel. Ich hatte auch Kontakt mit Wolfgang Lindig, den ich in den 1970er Jahren kennen lernte. Als er 1990 pensioniert wurde, schlug er mir vor, mich auf die freiwerdende Stelle in Frankfurt zu bewerben, was ich auch tat. Die acht Bewerber der ersten Runde wurden jedoch alle als inkompetent erklärt. Dann gab es eine Neuausschreibung, da hab ich mich nicht mehr beworben.

Im Hinblick auf die Entwicklung der deutschen Ethnologie habe ich immer gespürt, dass die kulturhistorische Linie stark weiter verfolgt wurde; dass weniger deutsche Ethnologen aktiv langfristige Forschungen betrieben. Obwohl sich das auch änderte: Hans Fischer war einer, der die Feldforschung betonte. Es gab jedoch auch andere Richtungen, zum Beispiel Eike Haberland, er unterstrich die Geschichte. Ich war zwischendurch, 1987/88, bei den Geographen als Gastprofessor in Hamburg und von 1994 bis 1996 zwei Jahre in Finnland als Direktor und Professor im Arktischen Zentrum der Universität von Lappland in Rovaniemi. 1990 war ich Mitbegründer der International Arctic Social Sciences Association (IASSA) in Fairbanks, Alaska, dessen erster Vorsitzender ich von 1990 bis 1995 war. Ab 1992 haben wir internationale Kongresse organisiert, die alle drei Jahre stattfinden.

Meine Frau und ich haben zwischen 1984 und 1994 auch eng mit Experten der Inuit zusammengearbeitet, an einem Projekt mit weiträumigen Ortsnamen-Erhebungen in zahlreichen Siedlungen der Inuit in der kanadischen Arktis¹⁰. Das war alles sehr zeitintensiv und daher muss ich auch sagen, dass ich mit der deutschen Ethnologie nicht mehr so vertraut bin. Bei meinen Kontakten zu Deutschland fiel mir jedoch ein interessanter Punkt auf: Die Feldforschung als Methode wird zum Beispiel in Kanada wirklich anders angegangen: Sie baut auf Partnerschaft auf. Die Sámi oder Inuit, mit denen wir arbeiteten, stellten immer wieder die Frage, wieso wir immer sagten, dass sie im »Feld« seien. Sie verwiesen darauf, dass sie nicht auf dem Feld lebten, sondern zu Hause! Durch diese Kritik angeregt, begannen wir, Forschungsabkommen - früher mündlich, dann schriftlich - und schließlich rechtliche Forschungsverträge abzuschließen, wie dies in Kanada seit den 1980er Jahren gehandhabt wurde. In Kanada muss man generell eine Forschungserlaubnis beantragen, ehe Untersuchungen begonnen werden können. Seit Anfang der 1990er unterrichten wir in unseren Kursen, wie Studenten sich vorbereiten müssen; ebenso werden die ethischen Gesichtspunkte diskutiert. Alle Universitäten - also die Professoren, die Forschenden und die Studierenden - müssen sich an diese gesetzlich festgelegten Richtlinien zur Durchführung von Forschungsprojekten halten. Forschung kann nicht geschehen - vor allem nicht in den Sozialwissenschaften -, wenn der Partner, das Gegenüber, nicht seine Einwilligung gibt. Manchmal heisst es, das sei so, weil in Kanada die Ersten Nationen im Lande selbst wohnten. Ich hab aber auch in Finnland so gearbeitet und ich würde das auch in Deutschland so machen, wenn ich dort Forschungen durchführte. Kurz gesagt, die Methodik hat sich doch sehr stark verändert, und da bemerkte ich deutliche Unterschiede zwischen Kanada und Deutschland.

Wie waren diesbezüglich die Reaktionen der deutschen Kollegen?

Die Reaktionen lauteten, dass eine solche Vorgehensweise bei der Forschung unmöglich sei. Es wurde gesagt, man hätte die akademische Freiheit, man könne die Fragestellung entwickeln und das Forschungsgeld besorgen – und dann wolle man das entsprechend durchführen. Das wurde natürlich höflich gesagt, aber ich hab immer gemerkt: Sobald das Wort »Forschungserlaubnis« fiel, gab es abweisende Reaktionen, das wollte man nicht. Aber schon während meines Studiums kam Hans Fischer mal von Hamburg nach Münster und sprach über seine Erfahrung in Papua-Neuguinea. Er brauchte schon in den 1950er Jahre von der Regierung eine Einreisegenehmigung, die eine Forschungserlaubnis beinhaltet; in einigen Ländern war das also schon lange üblich. Ohne jetzt generalisieren zu wollen, habe ich dennoch den Eindruck, dass bei einigen Ethnologen und Sozialwissenschaftlern die Meinung besteht, wenn sie ein Thema haben und Interesse vorhanden ist, dann könnten sie losgehen und die Untersuchung beginnen.

Wie erklären Sie sich diese Differenz? Sind die verschiedenen Standpunkte bedingt durch die unterschiedlichen strukturellen Rahmenbedingungen?

Ja, zum einen. Zum anderen scheint mir, dass diese Thematik mehr in der Lehre und Ausbildung mit eingeschlossen werden sollte. Ich glaube eher, das hängt von der Struktur ab. Das akademische Leben in Deutschland geschieht anders. Ich hab nur durch die Berufserfahrung gelernt, dass man nicht so einfach irgendwo hingehen und drauflos forschen

⁹ Hans Fischer & Ludger Müller-Wille (Hrsg.), Ethnologen-Verzeichnis (Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin (West) und deutsche Ethnologen im Ausland). Bonn-Bad Godesberg: Deutscher Akademischer Austauschdienst. 1977. (1. Auflage 1976)

¹⁰ Ludger Müller-Wille & Linna Weber Müller-Wille, Inuit Geographical Knowledge One Hundred Years Apart, In: Pamela Stern & Lisa Stevenson (Hrsg.), Critical Inuit Studies. An Anthology of Contemporary Arctic Ethnography, S. 217-229, Lincoln and London: University of Nebraska Press, 2006.

kann. Die Leute vor Ort haben uns das ja auch gesagt. Natürlich muss man erklären, was man da macht! Das ist reine Berufsethik, die sollte man einhalten. Heute hat sich das auch in den Lehrplänen der Ethnologie in Deutschland durchgesetzt.

Sie sind ein deutscher Geograph und Ethnologe in Kanada, haben Erfahrungen in nordischen Ländern, und stehen im Austausch mit nordamerikanischen Forschern und Ethnologen. Gibt es Ihrer Meinung nach so etwas wie einen Kernbestand der internationalen Ethnologie? Oder ist das zu disparat?

International gesehen glaube ich das nicht. Ich kenne auch keinen sehr starken internationalen ethnologischen Verband, der wirklich aktiv ist – nur nationale, wie z. B. die AAA (American Anthropological Association). Bei den Geographen gibt es seit über hundert Jahren die Internationale Geographische Union, sie ist praktisch ein globaler Berufsverband. So etwas entdeckte ich bei den Ethnologen nicht, da ist es eher aufgesplittert in kleinere Interessensgemeinschaften. Vielleicht ist dies auch eine Identitätsfrage des Faches selbst.

Arktisforscher und Nordamerikanisten gibt es in der deutschen Ethnologie eigentlich kaum mehr, auch Lateinamerika ist ja mittlerweile als Forschungsgebiet sehr unterrepräsentiert. Wie erklären Sie sich das? Warum forschen die deutschen Ethnologen fast ausschließlich über Afrika oder Asien?

Bei der arktischen Ethnologie stimmt das sicherlich, denn als ich anfing, war ich praktisch der Einzige. Heute sind es aber schon einige mehr. Ein Punkt ist vielleicht, dass man für die Arbeit in der Arktis und in Nordeuropa mehrere Sprachen lernen muss. Aber das ist für Afrika oder anderswo eigentlich auch notwendig. Vielleicht gibt es zu viele Schwierigkeiten, oder es herrscht ein zu extremes Klima. Ich habe zum Beispiel darauf gepocht, dass der DAAD die Stipendien für nördliche Regionen nicht nur zum Herbst vergab, sondern im Frühsommer anlaufen ließ. Das wurde dann auch geändert. Aber eigentlich kann ich keinen einzelnen Grund nennen. Es ist schon interessant, die einflussreichen Geographen und Ethnologen am Ende des 19. Jahrhunderts - Ratzel, Boas und andere - haben fast alle über die Nordpolarregionen und deren Völker gearbeitet und geschrieben.